

Ernst Badstübner

Backsteingotik

Unter dem Begriff ›Backsteingotik‹ wird eine Vielzahl profaner und sakraler Bauten des nordeuropäischen Mittelalters zusammengefasst. Vor allem in norddeutschen Städten werden mit vorgefertigten Ziegeln bautechnisch und ästhetisch gelungene Weiterentwicklungen der Hausteintechnik möglich, die ab dem 12. Jahrhundert die architektonischen Innovationen bestimmen. Parallel zur Rationalisierung der Produktion in den städtischen Ziegeleien kommt es zur Ausbildung der backsteingotischen Besonderheiten.

Gemeinhin ist der Begriff ›Backsteingotik‹ ein Synonym für die norddeutsche Kunstlandschaft des Mittelalters. Man denkt an die mächtigen Kirchen in den Küstenstädten, an die Giebel von Rathäusern und Patrizierbauten sowie an die turmbewehrten Mauern und Stadttore aus dem leuchtend roten Material des gebrannten Ziegels, und man erkennt in ihnen ein Zeugnis der hohen Kultur des Hansebürgertums. Leicht wird dabei übersehen, dass schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, also rund hundert Jahre bevor die Gotik in Deutschland endgültig Fuß fasste, mit dem Backstein zu bauen begonnen wurde und folgerichtig auch von einer ›Backsteinromanik‹ gesprochen werden muss. Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass neben den ›künstlichen‹, seriell vorgefertigten Backsteinen, auch – und im norddeutschen Binnenland in der Frühzeit des 12. und 13. Jahrhunderts vorwiegend – die aus Gletscherfindlingen gewonnenen Feldsteinquader als Baumaterial benutzt wurden. In einem geografischen Raum, der bis dahin den Steinbau kaum kannte, war die Verwendung des gebrannten Ziegels zunächst die auf Herrschaftsbauten beschränkte Ausnahme. Erst als die aufstrebenden Städte im Besitz von Produktionsstätten waren – das war bei den Küstenstädten früher als bei denen im Binnenland der Fall – entwickelte sich der Norden zu einer ausgesprochenen Backsteinlandschaft.

Vorstufen

Mit dem monumentalen Backsteinbau trat der Norden Mitteleuropas um die Mitte des 12. Jahrhunderts in eine europäische Tradition ein, die ihre Wurzeln in der römischen Antike hatte, sich im frühchristlich-byzantinischen Sakralbau entfaltete und im süd- und südosteuropäischen Raum verbreitet war. Im hohen Mittelalter war sie in Oberitalien führend. Ob die Herstellungs- und Bautechnologien nördlich der Alpen auch aus Oberitalien eingeführt worden sind oder ob es »eine autonome Entwicklung in verschiedenen deutschen Landschaften« gegeben hat, wie es H. J. Böker mit Hinweis auf die Bauweise mit kleinformatig zugehauenen Steinen (häufig Tuff) wahrscheinlich zu machen versucht, bleibt allerdings umstritten. Mög-

Zum Autor

Geb. 1931, war an der Deutschen Akademie der Wissenschaften und am Institut für Denkmalpflege in Berlin tätig sowie 1992 bis 1994 Direktor der Wartburg-Stiftung Eisenach. Von 1994 bis 1998 hatte er den Lehrstuhl für Kunstgeschichte des Mittelalters am Caspar-David-Friedrich-Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald inne. Seine Veröffentlichungen betreffen neben Studien zur mittelalterlichen Architektur des Mönchtums und zur Ikonografie vor allem kunstlandschaftliche Untersuchungen in Thüringen und der Mark Brandenburg.





Abb. 1
Jerichow, Stiftskirche, nach
1148 oder 1172.
Wohl einer der ältesten
(romanischen) Backsteinbauten
nördlich der Alpen.
Bild: Florian Monheim, Neuss.

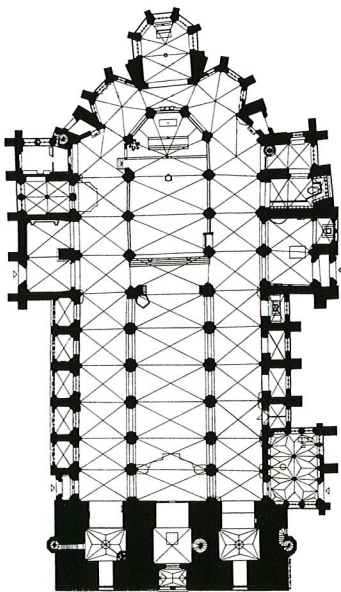


Abb. 2
Lübeck, St. Marien, Grundriss.
Bild: St. Marien zu Lübeck,
Lübeck 1990.

lich, dass der gebrannte Ziegel aufgrund römischer Praxis in den Rheinlanden in einer Vorphase dessen, was wir Backsteinarchitektur nennen, als Surrogat diente und als Ersatz benutzt wurde, wenn der Naturstein ausging. Die reinen Backsteinbauten aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im ostelbischen Raum – sie gelten als die frühesten in Norddeutschland – verwendeten den Backstein jedoch mit einer Ausschließlichkeit und einer Fertigkeit, die bewusste Demonstration einer bautechnischen und baukünstlerischen Leistung suggeriert. Es handelt sich um Stifts-, Kloster- und Domkirchen, kreuzförmige Säulen- oder Pfeilerbasiliken, flachgedeckt oder im gebundenen System gewölbt, die nach Größe und Gestalt einen wesentlichen Anteil der Landesherren an der Bauherrenschaft vermuten lassen, der Welfen (Ratzeburg, Lübeck) und Askanier (Brandenburg, Lehnin, Jerichow; *Abb. 1*) in Nord- oder der Wettiner in Mitteldeutschland (Altenburg, Altzella). Ähnliche Beobachtungen sind in Dänemark (Sorö, Roskilde) oder in Süddeutschland (Freising, Ursberg) zu machen. Es fällt auf, dass es nur im Umfeld der Großbauten des 12. und frühen 13. Jahrhunderts Kleinkirchen aus Backstein gibt, im Übrigen aber mit Naturstein, im Norden eben mit dem schon erwähnten Feldstein, überwiegend Granit, gebaut wurde, und zwar in den neu gegründeten Städten des Kolonisationsgebietes bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, auf dem Lande noch weitaus länger. Die Ziegelproduktionsstätten scheinen sich zunächst im Besitz der Landesherren befunden zu haben und das Bauen mit dem Backstein ein gewährtes Privileg gewesen zu sein. Der große Anteil der Reformorden an den Bauten mit dem neuen Material lässt daran denken, dass sie es waren, die für den Technologietransfer gesorgt haben. Was die Formen im Einzelnen angeht, so wurden Details am Anfang gern aus Haustein gefertigt. Schon bald aber formte man Hausteinmuster in Terrakotta nach, und es sind die Vorbilder nicht selten an den führenden Bauten der Zeit (Worms, Bamberg, Magdeburg) auszumachen. Es wurden nicht nur romanische Basis- und Kämpferprofile, Kantenabfasungen und ornamentierte Kapitelle nachgeformt, sondern später auch noch gotische Maßwerke wie die gestapelten Dreipässe in Chorin. Stützenformen wie der kreuzförmige Pfeiler mit vorgelegten und eingestellten Runddiensten (Frankfurt/Oder, *St. Marien*) oder kantonierte Pfeiler mit einem differenzierten Rippensystem der Kreuzwölbung nach hessisch-westfälischem Muster (Neuruppin, *Dominikanerkirche*) blieben Unikate. Am Ende des 13. Jahrhunderts verlor sich allmählich die von den romanischen Anfängen bis zur Rezeption westeuropäischer Gotik zu beobachtende Vielfalt der

Formen. Auch im Binnenland, wo es länger üblich war, verschwand das Terrakottamaßwerk aus den Fenstern und wurde durch spitzbogige Endungen des Pfostenwerks aus Formsteinen in den üblichen Abmessungen normaler Mauersteine ersetzt. Die Ziegelproduktion in den Städten sorgte offenbar für eine Rationalisierung mit dem Ergebnis von Reduktion an Formen und Gestalt. Erst durch diese Reduktion entstand das, was wir Backsteingotik nennen können, bis dahin sollte man nur von romanischen und gotischen Bauwerken aus Backstein sprechen.

›Stadtkathedralen‹

Inbegriff norddeutscher Backsteingotik sind die großen städtischen Pfarrkirchen der Küstenstädte an der Ostsee, allen voran die *Marienkirche* in Lübeck (*Abb. 2*), gewölbte Basiliken mit schlanken Innenraumproportionen, deren Chorumgang mit einem Kranz polygonaler Kapellen den Chören hochgotischer Kathedralen nachgebildet ist. Die Gestaltverwandtschaft hat zu der vielfach beanstandeten Bezeichnung ›Bürgerkathedrale‹ geführt – hier ist dafür ›Stadtkathedrale‹ gewählt. Unbestreitbar liegen dem Bautyp Kathedralmuster zugrunde, und die Wahl dieser Form anstelle von bereits errichteten Hallenkirchen lässt auf eine konkurrierende und restaurative Bauabsicht schließen, die Gleichwertigkeit durch die Gestalt anstrebte. Zunächst sollte der romanischen Bischofskirche Lübecks nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ein katedralgotischer Chor angefügt werden, dessen Ausführung jedoch unterbrochen und erst gegen 1335 als Hallenumgangschor fortgesetzt und vollendet wurde. Für den baulichen Ehrgeiz der Stadt Lübeck reichte der Plan aus, um eine ältere Hallenkirche durch die katedralgestaltige Basilika einschließlich gotischen Strebewerks zu ersetzen. Der Vergleich mit einer Kathedrale nordfranzösischen Zuschnitts macht allerdings Reduktionen deutlich. Die Chorumgangsjoche und die Kapellen sind jeweils unter einem sechsstrahligen Rippengewölbe zu einer Raumeinheit zusammengefasst. Pfeiler und Bögen des Strebewerks lösen sich nicht in filigranes Stabwerk auf, sondern haben klare und kompakte Formen. Das Baumaterial erzwingt Rationalität und schafft eine übersichtliche Bauform. Das Fehlen oder der Verzicht auf ein Querschiff scheint jedoch nicht in diesen Zusammenhang zu gehören.

Der Lübecker Marienchor gilt als Muster »für den katedralgotischen Backsteinbau im Ostseegebiet« (Dehio); genannt werden Stralsund, Rostock, Wismar, Schwerin, Doberan (*Abb. 3 und 4*), Lüneburg und Dargun, ferner Malmö und Riga. Ein Blick auf die Grundrisse aber macht deutlich, dass nicht die Marienkirche, sondern der Dom in Lübeck die entsprechende Vorbildwirkung gehabt haben muss. Bei ihm und allen genannten Nachfolgebauten buchtet das jeweils erste an die Seitenschiffe anschließende Umgangsjoch polygonal aus, bei der Marienkirche fluchtet es mit den Seitenschiffen. Nur so konnte die Lübecker Marienkirche zu der Reduktionsform der dreiapsidalen Chorschlüsse städtischer Hallen führen, wie sie in Lübeck selbst durch *St. Petri* und *St. Jakobi* oder in Prenzlau vertreten sind. Gemeinsam ist allen genannten, nach dem basilikalischen Kathedralschema gebauten Backsteinkirchen, gleich, ob Kloster-, Dom- oder Stadtkirche, die Neigung zu zweigeschossigem Wandaufriß im Mittelschiff. Ein regelrechtes Triforium ist nirgends ausgebildet. Die dafür in

Frage kommende geschlossene Wandzone ist von den bis zum Arkadengesims nach unten geführten Fensterpfosten gegliedert. Der zurückspringende Obergraden ermöglicht in Lübeck und Stralsund einen davor liegenden Laufgang.

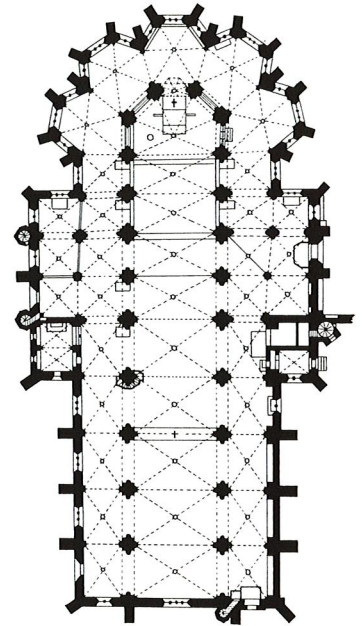
Hallenkirchen

Mit ihren annähernd gleichgestaltigen Raumteilen, vor allem mit der gleichen Höhe ihrer Gewölbe, überwiegend unter einem hohen gemeinsamen Dach, gelten die Hallenkirchen auch in Norddeutschland als architektonischer Ausdruck stadtbürgerlichen Gemeinwesens. Die großen Backsteinhallen traten seit etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts an die Stelle einfacher, bisweilen, vor allem im Binnenland aus Feldsteinen errichteter Säle oder Basiliken. Sie ersetzen diese archetypischen Formen frühstädtischer Sakralarchitektur und waren nicht weniger repräsentativ gemeint als die kathedragotischen Bauten. Die frühen von ihnen haben einen gedrungenen rechteckigen Grundriss und gehören zu den ›chorlosen‹ Hallen, was besagen soll, alle drei Schiffe schließen an der Ostseite gerade in gleicher Flucht (Rostock, *St. Nikolai*; Greifswald, *St. Marien*). So auch die Neubrandenburger *Marienkirche*, die aber lang gestreckt mit ihren neun quereblongen Jochen im Mittelschiff, denen ebenso viele quadratische in den Seitenschiffen entsprechen, einen jüngeren Hallentyp mit der Neigung zu ›kathedralem‹ Grund- und Aufriss vertritt. Auf Ähnliches trifft man in Prenzlau an *St. Marien*, dort mit der charakteristischen Brechung der Ostwand zu parallelen Polygonen.

Im brandenburgisch-märkischen Binnenland sind frühe Stadtkirchen auszumachen, die einem überregionalen Typ von Dominikanerkirchen wie der in Prenzlau folgen, lang gestreckt, auf Achteckpfeilern kreuzrippengewölbt mit querrechteckigen Jochen im Mittelschiff und längsrechteckigen in den Seitenschiffen; das Mittelschiff schließt mit vortretendem Chorjoch und (meist 5/8-)Polygon (Berlin, *St. Marien*). In diesen Bauten sind nur noch die Scheidbögen zwischen den Schiffen kräftiger geformt, alle anderen Gewölbebögen, Gurt- und Diagonalrippen haben gleiches Profil, eine in Backsteinkirchen bis ans Ende des Mittelalters verbindliche Gestaltung, die Richtungs- und Bewegungsdetermination bewahrt und eine Verschmelzung der Schiffe im Sinne spätgotischer Raumvereinheitlichung verhindert. Im nördlichen Niedersachsen (Hamburg, Lüneburg, Hannover) hat sich in den Hallen des 14. Jahrhunderts eine Stützenform herausgebildet, wohl in Anlehnung an die Dome in Verden und Lübeck, die zwar die kantonierten Pfeiler zur Voraussetzung haben mögen, die aber aufgrund der überaus dünnen Dienste eher als Rund- oder Tonnenpfeiler zu bezeichnen sind. Sie bleiben üblich bis weit ins 15. Jahrhundert hinein und sind häufig in der Altmark (Stendal) und an von dort beeinflussten mittelmärkischen Bauten anzutreffen.

Hallenumgangschöre

Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt eine neue Baugestalt im Sakralbau des Backsteingebietes auf, wieder im märkisch-pommerschen Raum, der sich in dieser Zeit als sehr innovativ erweist. Gemeint ist die dreischiffige Hallenkirche, bei der die Seitenschiffe ringförmig um den nur durch



Stützen markierten Schluss des Mittelschiffs herumgeführt sind. Auch diese Baugestalt hat kathedraltotische Voraussetzungen. Schon um 1290 wurde in Verden an der Aller ein Hallenumgangschor mit den Formen hochgotischer Kathedralarchitektur (Reims) gebaut, und durch ihn ange-regt ist in Lübeck der basilikal begonnene Domneubau mit Umgang als Halle ausgeführt worden. Aber die Umgangschöre der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts haben die radial-konzentrische Anlage aufgegeben zu-gunsten einer räumlichen Scheidung von Binnenchor und Umgang. Deren Polygonseiten haben unterschiedliche Zahl, die des Binnenpolygons ist geringer, Binnenstützen und äußere Strebe-pfeiler sind nicht mehr gerüst-haft miteinander verbunden, es entstehen voneinander getrennte Raum-grenzschichten, die zu Überschneidungen führen und Raumperspektive schaffen. Dieses neue Bau- und Raumideal hat sich in Süddeutschland unter dem Einfluss von Zisterzienserbauten in der Mitte des 14. Jahr-hunderts und mit maßgeblichem Anteil der Baumeisterfamilie Parler ent-wickelt und ist für den städtischen Kirchenbau bestimmend geworden. Schon bald wurde der Hallenumgangschor dieses Typs im märkischen und pommerschen Backsteingebiet aufgenommen (Frankfurt/Oder, Spandau, Stettin). Als ihr unmittelbares Vorbild wird immer wieder der *Sebalduschor* in Nürnberg genannt. Ein Vergleich verdeutlicht erneut die formvereinfachende und die Baukomposition straffende Sachlichkeit des Bauens mit

Abb. 3 (links)
Doberan, Kirche des ehemaligen Zisterzienserklusters (»Münster«), Ansicht des Chores von Osten, nach 1291. Die OSTEILE mit Umgang und Kapellenkranz folgen dem Muster des geplanten Lübecker Domchores und behalten – als Klosterkirche – auch das Querschiff bei, das die nach gleichem Muster gebauten »Stadtkathedralen« vermeiden. Bild: Florian Monheim, Neuss.

Abb. 4 (rechts)
Doberan, Klosterkirche, Grundriss. Bild: Zisterzienser-Kloster Doberan, Regensburg 1996.

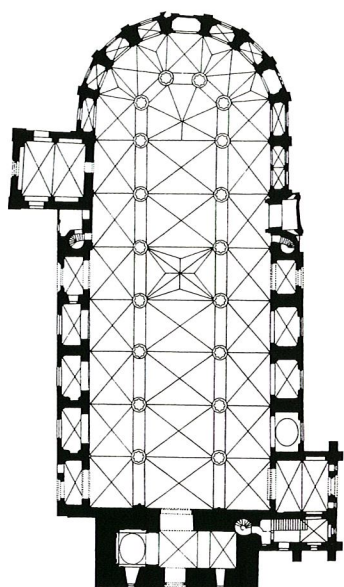


Abb. 5 (rechts)
Berlin, Nikolaikirche, von
Nordosten, begonnen vor 1379,
vollendet wohl um 1400.
Bild: Nikolaikirche/ Nikolai-
viertel Berlin, Regensburg
1999.

Abb. 6 (links)
Berlin, St. Nikolai, Grundriss.
Bild: Autor.

dem Backstein gegenüber den Hausteinbauten, was jetzt, im Gegensatz zu den komplizierten Nachschöpfungen der Frühzeit, Wiederholung und Nachfolge ermöglicht hat. Wir finden die Hallenumgangschöre zahlreich sowohl im Nordosten als auch in der Lausitz und bis nach Schlesien, das dem backsteingotischen Gebiet hinzugerechnet werden kann. Die Form des Hallenumgangschors mit einem Kranz von zwischen die Strebe Pfeiler geschobenen Kapellennischen (>Einsatzkapellen<) – als Urbild wird die Heilig-Kreuz-Kirche in Schwäbisch-Gmünd angesehen – ist im Backsteingebiet durch die Berliner *Nikolaikirche* (Abb. 5 und Abb. 6) in charakteristischer Weise vertreten wie auch durch Bauten, die mit dem Namen des Hinrich Brunsberg verbunden werden.

Hinrich Brunsberg

Die Backsteinarchitektur, die wir hier Backsteingotik nennen, gewann um 1400 eine neue bauästhetische Qualität. Nicht nur, dass sich das Verhältnis von Raum und Baukörper änderte, dass ein malerisch-perspektivisches Element die Dominanz des Plastischen ablöste – das waren allgemein architekturgeschichtliche Kennzeichen der Zeit. Das Neue im Backsteingebiet war ein Dekor aus glasierter Terrakotta, der ältere Großformen (Rayonnant) rezipierte, maßwerkdurchbrochene Wimperge mit Blätterkrabben, getragen von Dienstbündeln mit Kapitellen in Kelchform, aus Mehrpässen gebildete Maßwerke in spitzbogigen Blenden und Blendenrosetten, meist in mehrgeschossiger Anordnung am Außenbau in den Achsen der Strebe-

pfeiler, die, weil in ihrer Substanz nach innen gezogen und dort raumhohe ›Einsatzkapellen‹ bildend, außen nur noch als Lisenen in Erscheinung traten (Stargard, Königsberg/Neumark). Zur vollen Entfaltung aber kam diese Dekorationsart an den großen Schaugiebeln, die die Dächer von Kapellenanbauten verdeckten (Brandenburg, *St. Katharinen*). Die Dekorationsweise blieb im märkischen Binnenland gebräuchlich bis in die ausgehende Spätgotik und unterlag dem entsprechenden Stilwandel. Am Ende kam es zu höchst artifiziellen Bildungen, vegetabile Formen und Fischblasenmaßwerk (Ziesar), von malerischer Wirkung aus nun meist unglasierter Terrakotta.

Die genannten Bauten mit dem in Rede stehenden Dekor werden mit einem 1401 in einer Inschrift an der Brandenburger Katharinenkirche (*Abb. 7*) genannten Baumeister in Zusammenhang gebracht, mit einem Magister ›hinricum brunsbergh d stetin‹. Tatsächlich ist in Stettin zwischen 1400 und 1428 ein ›mester Hinric Brunsberge‹ nachweisbar. Ihm wird aufgrund der Eigentümlichkeit von Bauform und Schmuck im nordostdeutschen Raum ein größeres Œuvre zugeschrieben, zu dem auch Profanbauten zählen (Rathäuser in Königsberg/Neumark und Tangermünde). Die behauptete Herkunft des Baumeisters aus dem Deutschordensland (Braunsberg?) ist, nach dem Formengut zu urteilen, wahrscheinlich. Letztlich steht der Name Brunsberg für den Stil der norddeutschen Backsteingotik um 1400.

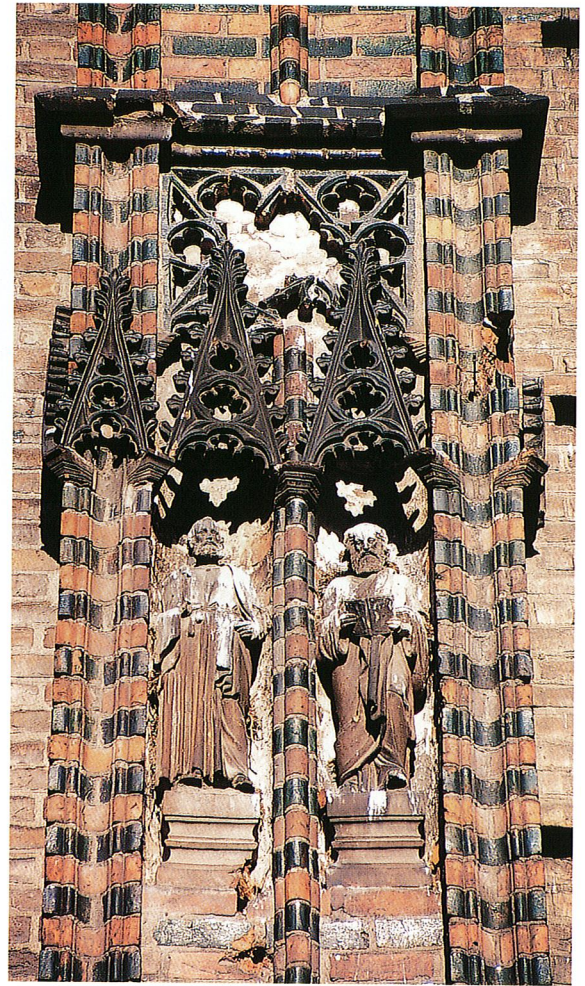


Abb. 7
Brandenburg, *St. Katharinen*,
Ausschnitt der Außenwand-
gliederung an der Südseite des
Langhauses, Anfang 15. Jahr-
hundert von Hinrich Brunsberg.
Bild: Autor.

Giebel und Stadtbild (Wohnbauten und Rathäuser)

Als eine besondere Leistung der norddeutschen Backsteingotik ist die Ausbildung von Giebeln in reichster Gestalt hervorzuheben. Sie sind die Zierde von Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden, der Rathäuser und Kaufhallen, der Stadtbefestigungen und der Bürgerhäuser. Als Grundformen lassen sich Stufengiebel (Treppen- oder Staffelgiebel) und Schildgiebel (die Traufe verdeckende Hochwände) ausmachen, in einzelnen Städten unterschiedlich bevorzugt. Pfeiler und Fialen geben ihnen Struktur, Fenster- und Blendenreihen bestimmen die Gliederung. Schon bevor sich die Kaufmannshäuser im Inneren von reiner Zweckdienlichkeit (vorwiegend Speicherräume) zu fortgeschrittener Wohnkultur entwickelten, zeigten repräsentative Giebel den Rang des Besitzers an (Greifswald, Markt 13; Stralsund, *Wulflammbaus*). Den Höhepunkt erreichte die Entwicklung im 15. Jahrhundert (zahlreiche Beispiele in den Hansestädten des Ostseeraumes, herausragend Greifswald, Markt 11, *Abb. 8*).

Die Stellung von Hausgiebeln in den Sichtachsen von Straßen und Plätzen lässt einen ausgeprägten Sinn für ihre Rolle im gestalteten Stadtraum erkennen. Auch die Giebel der Rathäuser, meist hohe Schild- oder Schauwände, vielfach mehrere lang gestreckte Gebäudeflügel an den Schmalseiten zusammenfassend (Lübeck, Rostock, Stralsund) sind Stadtraum gestaltend, hier auf den Marktplatz gerichtet. In Lübeck und Stralsund bilden sie zu-

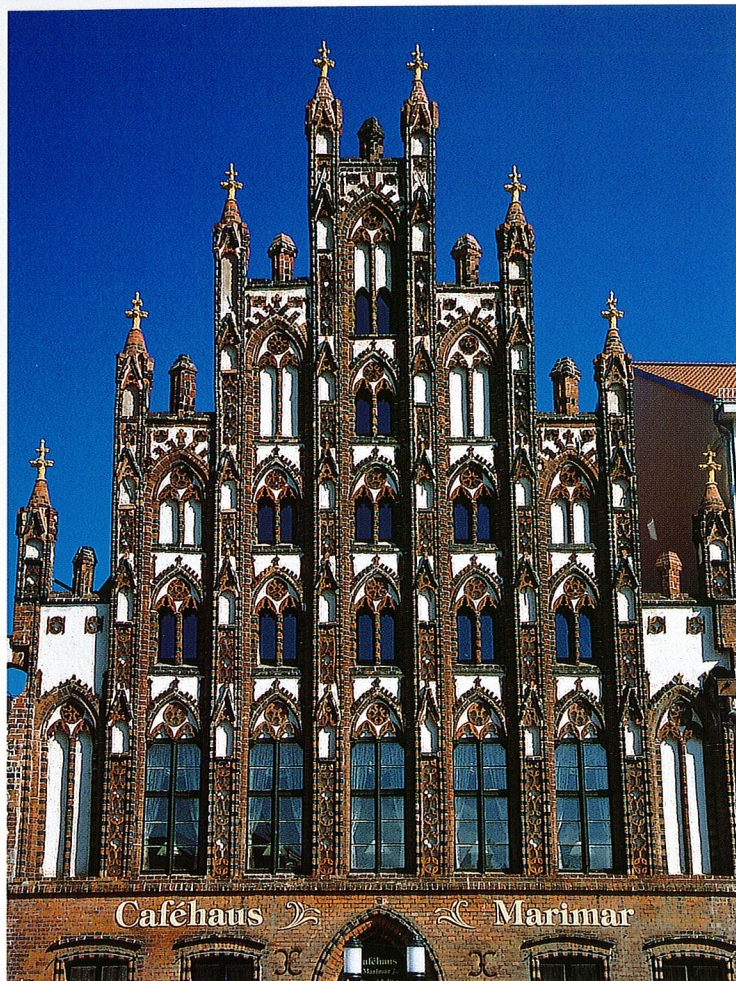


Abb. 8
Greifswald, Giebel des Hauses
Markt 11, um 1400.
Bild: Autor.

die Einfahrt zum Hafen hin ausgerichtet. Es wird deutlich: Die Giebel der Backsteingotik sind zur Anschauung, auch um des weithin Gesehenwerdens willen gebaut worden. Sie machen die Stadt zum Bild im wörtlichen Sinne. Eine Vorstufe wird man in der Giebelvielfalt des Zister-

sammen mit der Langseite der Hauptpfarrkirche vom kathedraltogischen Typ (einschließlich der Türme!) eine Stadtbild prägende Fassade und wirken als Platzraum schließende Wand (Abb. 9). Stadtgestalterische Bedeutung kommt auch den großen Giebeln an den Kirchen vom Typ der ›chorlosen‹ Hallen des 14. Jahrhunderts zu. Der großartigste von ihnen an der Prenzlauer Marienkirche – ein vorgeblendetes Maßwerkgitter mit Elementen, die die Kenntnis der Pläne für die Westfassaden des Straßburger Münsters und des Kölner Doms voraussetzen, sowohl aus normalformatigen Formsteinen als auch aus in Terrakotta geformten Teilen bestehend, inmitten eine Maßwerkrosette – befindet sich nicht, wie üblicherweise solcher Formenschatz, an der Eingangs-, sondern an der Chorseite über der Ostwand, zum Markt ins Innere der Stadt gerichtet. Er ist aber auch – noch heute – aus der Ferne über der Stadt zu sehen. Die gleiche Funktion für die Fernsicht hatte der Giebel der Greifswalder *Marienkirche*; am Ostrand der Stadt machte er sonst wenig Sinn. Er war auf das Kloster Eldena und auf

Abb. 9
Stralsund, Markt, Nikolaikirche
und Rathaus von Norden,
1. Hälfte 14. Jahrhundert.
Der Schildgiebel und die Lang-
seite der Nikolaikirche bilden
eine gestaltete Platzwand, als
deren kompositorische Mitte
der nördliche Westturm der
Kirche fungiert.
Bild: Florian Monheim, Neuss.





*Abb. 10
Prenzlau, St. Marien,
Ostgiebel, nach 1289 bis 1339
(Weihe).
Die Einzelformen des in der
Backsteingotik einmaligen
Maßwerkgitters scheinen am
Kölner Planriss F orientiert zu
sein (Dehio).
Bild: Florian Monheim, Neuss.*

zienserklosters Chorin sehen können. Die Bildbedeutung des Westgiebels der Klosterkirche (verkürzt: ein Westwerk als Fassade) ist schon lange erkannt. Die übrigen Giebel aber machen die Gesamtheit der Gebäude zu einem Bild von dem, was das Kloster seinen Insassen sein sollte, das neue Paradies, das himmlische Jerusalem, eine Antizipation spätgotischer Stadtbilder in Norddeutschland. Eine letzte Steigerung erfuhr diese Entwicklung durch die hypertroph dimensionierten und giebelbekrönten Kirchen in Stralsund (*St. Marien*), Danzig und Wismar (*St. Georgen*). Neu war bei ihnen die Wiedereinführung des Querschiffs, an der Stralsunder und der Danziger Marienkirche sogar in dreischiffiger Form, jenes Bauteils, der bei den früheren »Stadtkathedralen«, aus welchen Gründen auch immer, vermieden worden war. Doch stellt sich heraus, dass auch diese Querhäuser mit stadtgestalterischer Absicht gebaut worden sind. Sie richten ihre Fassaden auf Platzräume oder in Straßenachsen, ihre Giebel ragen hoch über die Stadt (*Abb. 10*).

Ordensburgen

Die Burgen des Deutschen Ordens gehören ohne Zweifel zu den großartigsten Zeugen der Backsteingotik. Der 1190 in Akkon im Heiligen Land gegründete Ritterorden hatte nach 1225 begonnen, auf Bitten des Herzogs von Masowien das Land um die untere Weichsel zu erobern und die heidnischen Pruzen zu missionieren. Zum Bau der Burgen in dem charakteristischen Kastelltyp, einer Kombination von Kloster (Klausur mit Kreuz-



Abb. 11
Rheden, Konventsburg von
Süden, Anfang 14. Jahrhundert.
Die glatten Außenwände sind
mit einem großflächigen
Rautenmuster aus glasierten
Steinen versehen.
Bild: Autor.

Auswahlbibliografie:

Friedrich Adler,
Mittelalterliche Backstein-
bauwerke des preußischen
Staates, 2 Bde.,
Berlin 1862 und 1898.

Otto Stiehl,
Backsteinbauten in Nord-
deutschland und Dänemark,
Stuttgart 1923.

Werner Burmeister,
Norddeutsche Backsteindome,
Berlin 1930.

Nikolaus Zaske,
Gotische Backsteinkirchen
Norddeutschlands zwischen
Elbe und Oder, Leipzig 1970.

**Nikolaus und
Rosemarie Zaske**,
Kunst in Hansestädten,
Leipzig 1985.

Hans Josef Böker,
Die mittelalterliche Backstein-
architektur Norddeutsch-
lands, Darmstadt 1988.

**Gerhard Eimer, Ernst
Gierlich (Hrsg.)**,
Die sakrale Backstein-
architektur des südlichen
Ostseeraums – der theologi-
sche Aspekt, Berlin 2000.

gang) und Wehrbau (vier Ecktürme als Zeichen), kam es erst im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, als der Ordensstaat sich zu konsolidieren begann und schließlich 1309 der Hochmeistersitz aus Venedig nach der *Marienburg* verlegt wurde. Die Errichtung fast ausschließlich in Backstein erscheint bei ihrer geografischen Lage so selbstverständlich, dass einschlägige Beschreibungen diesen Sachverhalt kaum einer Erwähnung für nötig erachten. Dabei dürften die Ordensburgen wohl eindeutig die materialaufwändigsten Backsteinbauten des Mittelalters gewesen sein.

Eine Besonderheit im Ordensland war die Verwendung monolithischer Gewölbstützen (aus Granit oder Kalkstein). Sie könnte auf frühe Gewohnheiten im nordischen Backsteinbau zurückgehen, wie sie schon an den ersten Backsteinbauten in Dänemark (Sorö, Roskilde) und im dänisch beeinflussten Küstengebiet (Zisterzienserkloster Eldena und Kolbatz) zu beobachten und auch dort zu einer Tradition geworden waren (Stralsund, »Remter« im Dominikanerkloster). Die am Hochmeisterpalast der *Marienburg* nach 1382 höchst originell angewandten Natursteinteile, innen und außen im vierten Geschoss, finden sich in vergleichbarer Anordnung schon im Querschiff des Doms von Roskilde um 1200.

Im Ordensland wurden Gewölbefigurationen, Stern- und Fächerformen, entwickelt, möglicherweise unter englischem Einfluss. Was den Bauschmuck angeht, ist vollendete Fertigkeit bei der Herstellung von pflanzlichem und figürlichem Dekor in Terrakotta zu konstatieren. Von besonderem Reiz ist schließlich die ornamentale teppichartige Gliederung großer Flächen am Außenbau durch glasierte Ziegel, häufig mit dem andernorts erst in spätgotischer Zeit üblichen Rautenmuster (Rheden, um 1300, *Abb. 11*). Die Assoziation orientalischer Ziegelornamentik stellt sich unmittelbar ein, und in die Fragestellung nach diesbezüglichen Reminiszenzen in der Architektur des Deutschen Ordens kann die Vorliebe für das Baumaterial und die Fähigkeit zum Umgang mit ihm einbezogen werden.

Rezeption im Historismus

Die Ordensburgen, namentlich die *Marienburg*, aber auch das Kloster Chorin, gaben den Anstoß für die Rezeption des unverputzten Backsteins als Baumaterial besonders für die Berliner Architektur des 19. Jahrhunderts. Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) propagierte den gebrannten Ziegel als konstruktiv brauchbar und ästhetisch wirksam. Als Protagonisten können seine *Friedrich-Werdersche Kirche* und die *Allgemeine Bauschule* (Bauakademie) in Berlin angesehen werden. Im Anschluss an sie bekam das steinsichtige Ziegelmauerwerk eine historistische Tradition, die am Ende des 19. Jahrhunderts zwar mit dem Argument, der Rohziegel sei ein »armseliges Surrogat«, in die Kritik geriet, aber im neuromanischen wie neugotischen Kirchenbau Norddeutschlands lebendig blieb.